

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Banana Yoshimoto

*Der See*

*Aus dem Japanischen von  
Thomas Eggenberg*

Diogenes

Titel der 2005 bei  
Foil Co., Ltd., Tokyo,  
erschienenen Originalausgabe: ›Mizuumi‹  
Copyright © 2005 by Banana Yoshimoto  
Die deutschen Übersetzungsrechte  
mit der Genehmigung von Foil Co., Ltd.,  
unter Vermittlung von Zipango, S. L.  
Umschlagfoto von Hauke Dressler (Ausschnitt)  
© Hauke Dressler / LOOK-foto

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2014

Diogenes Verlag AG Zürich

[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

60/14/8/1

ISBN 978 3 257 06897 9

**A**uch heute ist er da, ist nicht weggegangen. Und meine Gefühle ihm gegenüber sind auch heute nicht anders!

Jeder Tag mit Nakajima, diesem rätselhaften Nakajima, von dem ich mich unwiderstehlich angezogen fühlte, war frisch und neu. Durch ihn war mein Leben aus den Fugen geraten. Vorher war ich immer nur mit mir beschäftigt gewesen. Hatte mit aller Kraft versucht, meinen Weg zu finden; hatte eine Idealvorstellung meiner Zukunft im Kopf, der ich mich Schritt für Schritt annäherte; hatte mich darauf konzentriert, von jener Stadt wegzukommen – je weiter, desto besser – und ja keine Wurzeln zu schlagen. Doch Nakajima war so stark, dass es mich umhaute und ich seinem Bann nicht mehr entkam.

Für uns existierte die Zeit nicht. Wir waren vom Rest der Welt isoliert. Ich hatte das Gefühl, als wären wir vollkommen aus der Zeit gefallen, alterslos.

Manchmal dachte ich sogar: Ist das vielleicht das Glück?

Die Zeit steht still. Ohne ein Verlangen nach sonst

etwas zu spüren, ruhten meine Augen auf Nakajima. Ja, ich fühlte mich wirklich glücklich. Wunschlos glücklich.

Ich hatte ein relativ gewöhnliches Leben hinter mir. Das heißt, in einer Provinzstadt, wo jede Kleinigkeit zu Geschichten und Gerüchten führt, reichte es schon, ein uneheliches Kind zu sein. Dabei war ich doch ein Mensch wie jeder andere auch.

Im Gegensatz zu Nakajima. Kein Wunder, dass seine Art mich manchmal überforderte und der Reflex, die Flucht zu ergreifen, meine Beziehung zu ihm stets mitprägte.

In seiner Vergangenheit musste er etwas Schreckliches erlebt haben, doch wir hatten nie darüber gesprochen.

Nakajima hing sehr an seiner Mutter, die, wie ich wusste, nicht mehr lebte. Jedes Mal, wenn er von ihr erzählte, begann er zu weinen. Details kenne ich nicht, doch seine bedingungslose Liebe zu ihr zeigte mir, dass seine Mutter ihn ebenso liebevoll großgezogen haben musste.

Diese Gefühle fand ich nicht irgendwie komisch oder gar krankhaft, mir wurde allerdings bewusst, dass niemand auf der Welt Nakajima je so würde lieben können, wie seine Mutter ihn geliebt hatte.

Und weil das wohl auch für mich selbst galt, fühlte

ich mich sogar von einem gewissen Druck befreit, was das Zusammensein mit ihm einfacher machte.

Bis Nakajima anfang, bei mir zu übernachten, dauerte es eine Weile. Mindestens ein Jahr, glaube ich. Irgendwann geschah es einfach, dass er abends kam und blieb. Es geschah ganz natürlich, ohne jedes Gefühl von Euphorie.

Davor hatte es eine Phase gegeben, da ging er um Mitternacht wieder nach Hause. Eine unverbindliche, unbekümmerte Beziehung, die sich etwa drei Monate hinzog, aber es könnte auch kürzer oder länger gewesen sein.

Es war nicht so, als hätten wir wie ein Paar zusammengelebt. Nach wie vor hatte jeder sein eigenes Zimmer, nur dass das eine vom anderen ein bisschen weiter entfernt war als in einer gemeinsamen Wohnung. So fühlte ich mich durch Nakajimas Gegenwart auch überhaupt nicht eingeengt, im Gegenteil; wenn er da war, spürte ich stets eine gewisse Wärme.

Nakajima wohnte schräg gegenüber von mir, im ersten Stock eines Mietshauses. Ich hatte die Angewohnheit, oft aus dem Fenster zu schauen. Er auch. Wir bemerkten einander und fingen bald darauf an, uns zu grüßen. Sich in einer Großstadt von Fenster zu Fenster grüßen wirkt vielleicht ein bisschen ko-

misch, doch auf dem Land, wo ich aufgewachsen bin, ist das ganz normal. Abgesehen davon kümmerten Nakajima solche Dinge überhaupt nicht. Es war, als wäre er dem Alltäglichen entrückt, er wirkte wie jemand, der keine Angst vor dem Tod kennt, stärker noch: Es war, als ob es bei ihm, im tiefsten Grund seines Wesens, ums nackte Überleben ging.

Vielleicht hatte ich deswegen das Gefühl, dass wir uns gut verstehen würden.

Und auch, weil seine schlanke Gestalt am Fenster mich zu einem gelungenen Bild inspirierte. Manchmal, wenn er mit seinen feingliedrigen Händen nach der obersten Stange der Fensterbrüstung griff, erschien mir seine Bewegung so anmutig wie die eines Affen in freier Natur.

Mit der Zeit begann ich, morgens, sobald ich wach war, das Fenster zu öffnen und einen Blick zu Nakajimas Fenster hinüberzuwerfen. Es war mir dabei egal, ob ich noch den Pyjama anhatte oder wie meine Frisur aussah. Er war ja kein Fremder, sondern Teil einer vertrauten Szenerie. Damals glaubte ich noch nicht, dass wir uns je näherkommen würden.

Manchmal tauchte Nakajima selbst nicht am Fenster auf, und ich konnte nur seine akkurat zum Trocknen aufgehängte Wäsche sehen. (Wie er das machte, war fast ein Kunststück; es sah aus, als müsse die

Wäsche gar nicht mehr gebügelt werden. Bei mir hingegen hing alles zerknittert da; halt so, wie es direkt aus der Maschine kommt.) Oder manchmal erschien am Fenster eine vor sich hin träumende Frau, die älter wirkte als Nakajima, und ich dachte: Aha, seine Freundin hat bei ihm übernachtet ... Schön für ihn!

So kamen wir uns langsam, Millimeter für Millimeter, näher.

Ich mochte es, in der Nähe des Fensters zu sein. Selbst im Winter, wenn es kalt war, winkten wir uns häufig zu.

»Geht's gut?«

»Alles okay!«, sagte er. Ich konnte seine Stimme nicht hören, die Antwort aber von seinen Lippen ablesen. Dabei lächelte er immer.

Es kam mir wie eine Fügung des Schicksals vor, dass wir da wohnten. Wir fühlten uns durch etwas verbunden, das wir mit niemandem teilen konnten und wollten. Da wir uns fast jeden Tag von Fenster zu Fenster sahen, hatte ich je länger, desto mehr das Gefühl, mein Leben mit ihm zusammen zu verbringen. Wenn bei ihm das Licht ausging, dachte ich unwillkürlich: Oh, Nakajima ist schlafen gegangen! Für mich wird es auch langsam Zeit. Und jedes Mal, wenn ich vom Besuch bei Vater und Mutter zurückkam und das Fenster öffnete, hörte ich drüben



Nakajima in Gedanken rufen: Schön, dass du wieder da bist!

Weder er noch ich bemerkten zu diesem Zeitpunkt, dass unsere gegenseitige Anteilnahme, das unwillkürliche Aufhorchen, wenn der Laut eines Schiebefensters zu vernehmen war, bereits der Anfang unserer Liebe war.

Während der Zeit, in der ich Mutter auf ihrem langen, langen Weg begleitete, während ich zwischen meiner Heimatstadt und meiner eigenen kleinen Wohnung hin- und herpendelte, fühlte ich beim Anblick von Nakajimas hell erleuchtetem Fenster stets eine große Erleichterung. Es war die einzige Freude, die mir in jenen Tagen zuteilwurde.

Was ich mit meiner sterbenden Mutter und Vater erlebte, war voller schöner, intensiver Momente, doch wenn ich am Abend wieder in den Zug nach Hause stieg, war ich allein. Mutters einziges Kind, ganz allein.

Auf dem Weg, den ich zu gehen hatte, konnte mich niemand begleiten.

Wenn ich in der Dunkelheit auf dem Bahnsteig stand, dachte ich an Mamas nahenden Tod, Erinnerungen kamen auf, um mich herum die gelangweilte Atmosphäre von Leuten, deren Leben seinen gewohnten Gang ging. Alles vermischte sich in mei-

nem Kopf, ich fühlte mich total verloren. Wohin gehörte ich? War ich erwachsen oder noch ein Kind? Wo war mein Zuhause? Wo meine Wurzeln? ... Mir wurde schwindlig.

Na, warum verliebst du dich nicht in Nakajima? Dann könnte er dich richtig trösten. Oder wenn du ihm zumindest mehr vertrauen würdest? Wenn er nicht nur an seinem Fenster stünde, sondern wirklich in deiner Nähe wäre? Wäre das nicht viel besser? ... Zu derlei Gedanken war ich in der Situation überhaupt nicht fähig.

Ich hätte es auch gar nicht gewollt, denn ich fand, dass Nakajima und ich genau die richtige Distanz zueinander hatten: nicht zu weit weg und nicht zu nah. Alles andere wäre schiefgegangen. Davon war ich überzeugt.

Obwohl unsere Häuser durch die Straße getrennt waren, empfand ich es nicht so. Als wären wir irgendwie miteinander verbunden. Eigenartig – selbst der Lärm vorbeifahrender Autos verhinderte nicht, dass ich den Eindruck hatte, seine Stimme gut zu hören. Wenn in der Dunkelheit Nakajimas hell schimmerndes Gesicht, sein unbekümmertes Lächeln auftauchte, fühlte ich mich aufgehoben und geborgen. Es gab nichts, was mich mehr zu trösten vermochte.

Als Mama starb, sagte ich es Nakajima nicht von mir aus.

Manchmal, wenn wir uns auf der Straße zufällig trafen, waren wir zusammen etwas trinken gegangen, und so kam es auch diesmal, als ich nach Mutters Beerdigung, nach erschöpfenden drei Wochen wieder in meine Wohnung zurückkehrte, sie aufräumte, putzte und im Supermarkt einkaufen ging. Unerwartet stand er vor mir. Ein wenig später saßen wir im Starbucks, an einem Tresen zum Fenster hin, und tranken Tee und Kaffee.

Das geschäftige Treiben um uns herum, der Kaffeegeruch, das Stimmengewirr der ins Gespräch vertieften jungen Leute – all das war ich nicht mehr gewohnt, es machte mich benommen. Es ist wohl dieses normale alltägliche Leben, das die Seelen verstorbener Menschen am meisten vermissen, dachte ich. Auch wenn es unspektakulär und belanglos ist, werden sie sich doch am meisten danach sehnen. Da war ich mir ziemlich sicher.

»Von jetzt an muss ich nicht mehr weg an den Wochenenden«, sagte ich. »In meiner alten Heimat habe ich kaum mehr Verwandte zu besuchen. Höchstens ab und zu mal.«

Nakajima verzog das Gesicht, während er zwei, drei kleine Schlucke von seinem heißen Kaffee schlürfte. Dann sagte er: »Ist deine Mutter gestorben?«

»Woher weißt du das?«, fragte ich erstaunt.

»In letzter Zeit bist du so oft weg gewesen, dass ich dachte, na ja ...«

Nakajimas Antwort besagte gar nichts. Deshalb gab ich mir selbst die Erklärung. Wahrscheinlich musste ich müde und mitgenommen auf ihn gewirkt haben. Jemand wie er hatte wohl ein untrügliches Gespür. Als ich meinen Blick auf das Fenster richtete, sah ich darin mein Spiegelbild, das mir wie geschrumpft vorkam. Ein fahles, schlaffes Etwas. Keine Frage – wer Augen hatte, musste auf Anhieb erkennen, dass mir gerade ein Elternteil genommen worden war, für immer.

»Wenigstens werde ich jetzt an den Wochenenden nicht mehr so allein sein. Entschuldige, aber darauf freue ich mich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie langweilig das war, letzte Woche und auch die Woche davor, dein Fenster immer dunkel. Weißt du, dein Fenster ist das netteste, sympathischste von allen. Kein Vergleich mit den anderen. Weder kaltes, grelles Licht noch zugemüllt. Deins strahlt Ruhe und Wärme aus.«

»Wirklich?«

Dass der Tod meiner Mutter für jemanden ein Anlass sein konnte, sich zu freuen, irritierte mich, doch andererseits fand ich es auch erfrischend ehrlich nach all den floskelhaften Kondolenzwünschen, die ich in den letzten Wochen gehört hatte.

»Ja sicher. Wenn dein Fenster dunkel bleibt, Chihiro, fühle ich mich einsam.«

Als Nakajima meinen Namen sagte, Chi-hi-ro, funkelte der wie ein kostbarer Stein. Ich hatte keine Ahnung, warum, ich hörte den Klang und war wie elektrisiert: Oh, ein kleines Feuerwerk, dachte ich. Sag meinen Namen doch bitte noch einmal!

Doch da ich es nicht wagte, ihn tatsächlich darum zu bitten, sprach ich den Namen so, wie er ihn hatte erklingen lassen, innerlich noch einmal aus. Zum ersten Mal fand ich es nicht nur aufregend oder gar sexy, mit ihm zusammen zu sein, sondern war auch ein wenig stolz auf ihn.

»Tja, dann hat es vielleicht auch sein Gutes, dass ich wieder da bin.«

Ich konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten und weinte ein bisschen.

»Ich weiß, es ist traurig, wenn die eigene Mutter stirbt. Auch für mich war es hart«, sagte Nakajima.

Ich wusste kaum etwas über seine familiären Verhältnisse, und so dachte ich nur, aha, auch er hat keine Mutter mehr.

»Ja«, sagte ich schniefend, »da müssen wir wohl alle durch«, und umklammerte die große Tasse Chai in meinen Händen noch fester. Auf einmal war mir, als wäre all das, was ich gesehen und erlebt hatte, auch die Angst, in Zukunft weder ein richtiges Zu-

hause noch eine Familie zu haben, nicht mehr ganz so bedrückend, als wäre die Last ein wenig leichter geworden, und ich fühlte mich plötzlich freier.